

Isabel Stadnick

# Wanna Waki

Mein Leben bei den Lakota



WÖRTERSEH

Isabel Stadnick

Wanna Waki  
Mein Leben bei den Lakota

WÖRTERSEH  
WOBLEBZEH

## **Vorbemerkung**

Allgemein wird heute weniger von »Indianern« gesprochen, sondern von der »Urbevölkerung« oder der »indigenen Bevölkerung Amerikas«. Der Einfachheit halber wird im vorliegenden Text der Begriff »Indianer« trotzdem verwendet. Einige der Namen im Buch wurden geändert.

Alle Rechte vorbehalten, einschließlich derjenigen des auszugsweisen Abdrucks und der elektronischen Wiedergabe.

© 2009 Wörterseh Verlag, Gockhausen  
2. Auflage 2009

Bearbeitung: Franziska K. Müller

Lektorat: Claudia Bislin, Zürich

Korrektorat: Andrea Leuthold, Zürich

Umschlaggestaltung: Thomas Jarzina, Holzkirchen

Foto Buchcover: Caroline Stadnick

Fotos Bildteil: Pascal Mora, Zürich; andere Urheber sind gekennzeichnet

Karte: Sonja Schenk, Zürich

Layout, Satz und herstellerische Betreuung:

Rolf Schöner, Buchherstellung, Aarau

Lithografie: Tamedia Production Services, Zürich

Druck und Bindung: CPI books, Ulm

Print ISBN: 978-3-03763-007-5

E-Book ISBN: 978-3-03763-519-3

[www.woerterseh.ch](http://www.woerterseh.ch)

*Mitakuye oyasin – Wir sind alle verwandt  
(Lakota)*

## Vorwort von Federica de Cesco

Kürzlich, in Tokio, schalteten wir abends im Hotelzimmer den Fernseher ein. Gerade wurde – mit japanischen Untertiteln – ein Western gezeigt. Ein einziges Bild nur, und ich erkannte »The Unforgiven«, eine Hollywood-Schnulze, die ich vor rund fünfzig Jahren gesehen hatte. Das »Unverzeihliche« war, dass einst weiße Siedler ein Kiowa-Mädchen, gespielt von Audrey Hepburn, geraubt und großgezogen hatten. Nun wird die Geschichte bekannt, und das bedauernswerte Geschöpf aufs Heftigste diskriminiert. Die Kiowa kämpfen um ihre Schwester, die Weißen wollen sie nicht hergeben (Burt Lancaster hat sich in sie verliebt), und auf beiden Seiten häufen sich die Toten. Und während ich meinem geduldig lächelnden Mann erzählte, was gleich passieren würde – ich hatte noch alles perfekt in Erinnerung –, wachten die einstigen Wunschträume in mir wieder auf: was, wenn die rehägige Audrey ihren Spitzenkragen lockern, sich auf ihr weißes Pferd schwingen und dem wunderschönen Indianer nachreiten würde? Aber ach, die süße Audrey sank in Burt Lancasters Arme, nachdem sie den Indianer – oh Schreck und Enttäuschung – mit einem Magenschuss getötet hatte. Bang!

Das Drehbuch war nicht nach meinem Geschmack. Ich erfand ein anderes, das besser zu meinen Wunschträumen passte.

Isabel Stadnick hatte als Teenager ähnliche Wunschträume. Ich aber schrieb nur den »Roten Seidenschal«, während Isabel Stadnick ihre Träume verwirklichte und bei den Lakota die Heimat ihrer Seele fand. Sie schildert diese Erfahrung in

schlichter, einfühlsamer Sprache. Die Welt, die sie erlebte, war voller Schönheit, Zeichen und Wunder und gleichsam harte, gnadenlose Wirklichkeit. Isabel Stadnick akzeptierte diesen Zwiespalt, fand in sich selbst die Kraft, die Dinge, die nicht gut waren, zu ändern. Wunderbare Menschen und liebende, mitstreitende Geister standen ihr dabei zur Seite. Trotz schmerzlichem Verlust und harten Prüfungen wurde die Heimat ihrer Seele für sie ein Ort des Friedens und der Harmonie. Auch nach dem frühen Tod ihres Mannes, der Rückkehr in die Schweiz, nach der Trauer, nach allen Schmerzen und Schlägen des Schicksals ließ die Sehnsucht sie nicht los. Der Gedanke war immer da: »Wanna waki« – zurück in die Heimat! Isabel Stadnick hielt es in der Schweiz gerade mal elf Jahre aus. Jetzt ist sie wieder daheim. Daheim bei den Lakota.

Die amerikanischen Ureinwohner bestanden aus einer Vielfalt von Völkern. Einige gründeten Städte und Hochkulturen, die bis heute teilweise unerforscht sind. Andere blieben Wanderer. Sie lebten von dem, was die Erde ihnen schenkte, und sahen den weiten Himmel und die Gestirne, die den Geist der Menschen zur Weisheit lenken. Für sie war unser Planet – die Erdmutter – das wahrhaft Heilige. Sie wussten, dass man nicht ungestraft Raubbau mit ihr betreiben darf, dass der Mensch sich im Reigen der Schöpfung bewegt und weder die Natur noch die Tierwelt zu beherrschen hat. Ihre Tragödie war, dass sie von Habgierigen überfallen wurden, die zwar die Übermacht der Waffen besaßen, aber viel zu ungebildet und selbstherrlich waren, um das tiefgründige Wesen der Nomaden zu verstehen. Die gewaltigen Herausforderungen, die uns bevorstehen, hatten die amerikanischen Ureinwohner längst vorausgesehen. Ihr Wissen und ihre Weisheit wurden höhnisch missachtet, ihre feinfühligere Intelligenz zerbrach an der derben Borniertheit der Einwanderer. Kluge, weitblickende Menschen wurden gedemütigt, erschlagen, vernichtet. Ihre Nachkommen tragen noch viel Unsicherheit, viel Schmerz in sich. Isabel Stadnick hat es sich zur Aufgabe gemacht, ein Projekt zu entwickeln, das den Lakota-Kindern hilft, zu ihren indianischen Werten

zurückzufinden. Ihre Kultur und ihre Sprache sollen den zukünftigen Generationen erhalten bleiben. Die Autorin dieses wunderbaren Buches weiß, dass nichts der Bewegung der Wurzeln von Gräsern widersteht, deren untergründiger, beständiger Kraft. Solange die Adler kreisen und die heiligen Trommeln schlagen, wie ein lebendes Herz, solange ist nicht alles verloren. Denn eines Tages – vielleicht schon bald – könnten die amerikanischen Ureinwohner unsere Lehrer sein. Ein Traum? Vielleicht. Eine Hoffnung auf jeden Fall!

# Nordamerika



# Wie alles begann

*Für uns waren die großen weiten Prärien, die sanft gewellten Hügel und die sich schlängelnden Flüsse mit ihrem wirren Ufergestrüpp nicht »wild«. Nur für den weißen Mann war die Natur eine »Wildnis«. Er fürchtete sich vor den »wilden Tieren« und verachtete die »rohen« Menschen. Uns war das Land vertraut wie ein Freund.*

Luther Standing Bear, Oglala-Sioux

Sommer 1989: Unter mir liegt das weiße Wolkenmeer, über mir ist der Himmel strahlend blau. Ich fliege einem Traum entgegen, den ich seit meiner Kindheit hege. Mein Interesse für alles, was mit der Kultur der amerikanischen Ureinwohner – salopp: Indianer genannt – zusammenhängt, zeigte sich früh: Bereits als Vierjährige sprang ich, den Tomahawk\* schwingend, vom Kleiderschrank im Kinderzimmer. Im Kampf mit meinen beiden Brüdern endete ich allerdings allzu oft als skalpierter Cowboy.

Später las ich alles, was über die Indianer, insbesondere die Lakota-Indianer, geschrieben wurde. Und von da an begleitete mich der Traum, die Sehnsucht, das Land dieser Menschen zu sehen und zu erleben.

Auf dem Flug nach Denver überdenke ich die vergangenen Monate. Im Januar hatte ich mich in die verschneiten Engadiner Berge zurückgezogen, um über meine berufliche Zukunft nachzudenken. Ich war jetzt 32 Jahre alt und arbeitete als

Schauspielerin am Theater Basel. Nun löste sich das Ensemble aufgrund eines Intendantenwechsels praktisch vollständig auf: Meine Freunde und Kollegen gingen zum Teil nach Deutschland zurück, der Arbeitsmarkt in der Schweiz war prekär.

Je mehr ich in der verschneiten Einsamkeit über mein Leben nachdachte, desto unschlüssiger wurde ich allerdings. Eine glückliche Fügung: Unter dem mitgebrachten Lesestoff befand sich eine Zeitschrift, in der auf eine interessante Fotoausstellung in Zürich aufmerksam gemacht wurde. Eine Woche später stand ich vor den Bildern aus einem kanadischen Indianer-Reservat. Folkloristische Schönheit, aber auch die irritierenden Insignien des 20. Jahrhunderts waren zu sehen, die in den Indianer-Reservaten Einzug gehalten haben: Autos, Sonnenbrillen, Fast-Food-Abfälle.

Auf einem Tisch im Ausstellungsraum fand ich das Informationsblatt über eine Reise in die amerikanischen Lakota-Gebiete, in das US-amerikanische Pine-Ridge-Indianer-Reservat. Es liegt in der unendlichen Weite der nordamerikanischen Prärie zwischen Nebraska und Nord-Dakota und gilt heute als eine der ärmsten Regionen der USA. Die konkrete Möglichkeit, das Land meiner Sehnsucht endlich zu besuchen, drängte alle anderen Entscheidungen plötzlich in den Hintergrund.

Dem Pine-Ridge-Reservat galt von jeher mein Interesse. Dieses Gebiet im Mittleren Westen Amerikas war einst der Lebensraum von riesigen Büffelherden, Kojoten, Antilopen und diversen Indianerstämmen. Ich zögerte nicht lange, meldete mich für den Trip an.

Die Zeit bis zur Abreise verbrachte ich mit Reisevorbereitungen und dem Abgeben von großen Indianer-Ehrenworten an Freunde und Verwandte: Nein, ich werde mich zukünftig nicht mit Rauchsignalen verständigen. Nein, ich werde nach meiner Rückkehr keinen Tipi-Verein Littau ins Leben rufen. Meine Wohnung in Basel kündigte ich. Mein Hab und Gut brachte ich im Haus meiner Eltern unter.

An den letzten Morgen vor meiner Abreise erinnere ich mich

besonders gut. Es war lange vor Sonnenaufgang, ich verstaute meine Sachen im Wagen, als ich kurz in den dunklen Himmel blickte. Eine leuchtende Sternschnuppe zog langsam durch das Firmament. Eine freudige Vorahnung beschlich mich, dass die kommenden Monate ein großes Abenteuer werden könnten.

Im Flugzeug neben mir sitzt Helen, sie ist Schweizerin und Mitorganisatorin dieser Reise, eine drahtige Frau mit dunkelbraunem Lockenkopf und wachen Augen. Sie bezeichnet sich als Vertreterin des »Lakota Treaty Council« – das ist ein traditioneller Regierungsrat der Lakota. Sie und der Lakota-Sioux Birgil Kills Straight hatten die Idee, einer kleinen Gruppe interessierter Schweizerinnen und Schweizer das Pine-Ridge-Indianer-Reservat in Süd-Dakota zu zeigen.

Die Prärie erstreckt sich wie ein breites Band parallel zu den Rocky Mountains von Texas im Süden, durch Oklahoma, Kansas, Colorado, Nebraska, das östliche Wyoming, Süd- und Nord-Dakota und Montana, bis in den Norden nach Kanada hinauf. Helen schüttet sich eine Handvoll Erdnüsse in den Mund und zeichnet mit dem Finger Umriss in die Luft: »Den westlichen Teil dieses Bandes nennt man die ›Plains‹. Sie erstrecken sich bis zu den westlich angrenzenden Rocky Mountains. Der östliche Teil zieht sich durch Süd-Dakota und wird als Prärie im Mittleren Westen bezeichnet.«

Unsere Reise soll kein typischer Touristentrip werden: Das kleine Grüppchen aus sechs Personen wird drei Wochen lang bei den Oglala-Lakota leben. Hotels und andere Annehmlichkeiten gibt es nicht. Im Reservat werden Einheimische die Gruppe und das Programm begleiten.

Mit einem Vertreter der Lakota hatten wir bereits während einer Informationsveranstaltung in der Schweiz Bekanntschaft gemacht. Sein Haar war schwarz, das ernste Gesicht von Wind und Wetter gezeichnet. Der Mann trug auffallend einfache Kleidung: ein verwaschenes T-Shirt, ein Hemd aus dickem Baumwollstoff. Den Manchesterhut hatte er tief ins Gesicht gezogen. Mit verschränkten Armen saß er da und strahlte – wie mir schien – große Ruhe aus.

Er hieß Bob Stadnick. Es wurde über die Alkoholprobleme in den Reservaten gesprochen, darüber, dass wir trotz der Hitze warme Schlafsäcke mitbringen sollten und Tampons im Reservat nicht erhältlich seien. Bob schwieg mehrheitlich. Nach der Beendigung der Informationsveranstaltung bildete sich eine Traube von Neugierigen um den mysteriösen Fremdling, den wir nun wiedersehen sollten.

\*Siehe Glossar, Seite 207ff.

# Die Reise

*In meiner Jugend sah ich auf den Prärien riesige Büffelherden, und in jedem Wald traf man auf Elche, doch sie sind nicht mehr hier, sie sind gen Sonnenuntergang gezogen. Viele hundert Meilen weit lebte kein Weißer, doch jetzt findet man über das ganze Land verstreut Handelsposten und Siedler, und in ein paar Jahren wird man den Rauch ihrer Hütten aus jedem Wäldchen aufsteigen sehen, und die Prärie wird mit großen Getreidefeldern bedeckt sein.*

Shabonee, Potawatomi

Die Reise von Denver nach Süd-Dakota, eine Strecke von etwa 640 Kilometern, soll im Auto fortgesetzt werden. Wir übernachten in einem kleinen Motel. Am frühen Morgen ist die Lobby – bis auf Bob Stadnick – leer. Er blickt auf, als ich auf ihn zugehe, lächelt. Sein Händedruck ist fest und warm. Ich blicke in seine Augen. Sie sind grün, wie ich bei dieser Gelegenheit feststelle. Die Zeit steht einen Augenblick lang still. Während die Reisegruppe das Gepäck in Bobs VW-Bus verstaut, frage ich mich, wie uns diese Klapperkiste drei Wochen lang durch die Prärie bringen soll. »Eine Sicherung verhindert das Öffnen der Türen von innen«, informiert uns Bob. Aha, denke ich. Er hat Kinder. Vielleicht auch eine Frau.

Schnell werden die Distanzen zwischen den Dörfern größer, die Landstriche einsam und karg. Nachdem wir die südöstliche

Ecke von Wyoming durchquert haben, fahren wir durch Nebraska. Die Prärie lässt mein Herz höherschlagen. Was für die einen eine farblose Ödnis sein mag, ist für mich schöne Kargheit und das Element, in dem ich mich sofort zu Hause fühle.

In Gedanken stelle ich mir vor, wie diese Welt vor ein paar Hundert Jahren ausgesehen haben mag. Ich versetze mich zurück in eine Zeit, in der noch keine Tankstellen, Dörfer, Farmen, Grenzen diese unendliche Weite unterbrechen. In die Zeit vor 1850. Unzählige Stämme – Lakota, Arapaho, Cheyenne, Crow, Kiowa und Comanche – lebten als Nomadenvölker auf den Plains und in den Prärien zwischen dem Missouri und den Rocky Mountains. Die westlichen Sioux (Teton-Lakota) lebten im Gebiet der heutigen Staaten Montana, Wyoming, Süd- und Nord-Dakota und Nebraska.

Vor meinem inneren Auge sehe ich, wie die Menschen im Sommer ihren riesigen Büffelherden folgen, die ihnen liefern, was sie für die Grundversorgung benötigen: Häute für Tipis und Kleidung, Felle für warme Decken, Fleisch zum Trocknen und Lagern, Sehnen als Nähmaterial. Die Hörner dienen als Kopfschmuck und Trinkgefäß, der Schädel wird als Altar verwendet, die Knochen werden zu Behältern und Messern verarbeitet. Das nomadische Leben ist von der Nahrungsbeschaffung geprägt, von den Vorbereitungen auf die harten Winter und von vielfältigen Ritualen und Zeremonien, die alle Zeiten überdauern sollten. Dieses im Einklang mit der Natur funktionierende Gefüge wurde für immer zerstört, als der Goldrausch Mitte des 19. Jahrhunderts eine blutige Spur durch den Mittleren Westen zog.

Obwohl das riesige Gebiet wenige Jahre zuvor offiziell zum Territorium der amerikanischen Ureinwohner erklärt worden war, besetzten jetzt Zehntausende von Einwanderern das Land der Indianer. Im Kampf um Nutzungsrechte, Landanteile und das Gold in den Black Hills kam es in den folgenden Jahrzehnten zu schrecklichen Kämpfen zwischen der US-Armee und der indianischen Bevölkerung. Zehntausende starben. In die Enge getrieben und stark reduziert, gingen die amerikanischen

Ureinwohner aus der letzten großen Schlacht am Little Big Horn (1876) zwar siegreich hervor. Doch da ihre mächtigen Gegner Millionen von Büffeln töteten, wurden sie ihrer wichtigsten Lebensgrundlage beraubt und konnten später – geschwächt, frierend und halb verhungert – in die verschiedenen Reservate gezwungen werden.

Ich sitze schräg hinter Bob und habe während der Fahrt viel Zeit, um ihn zu mustern. Sein leicht gewelltes Haar, die traurigen Augen, die kräftigen Hände. Ich finde ihn faszinierend in seiner Ruhe. Er unterbricht sein anfängliches Schweigen mit kleinen Vorträgen zu Land und Kultur: »Wir nennen uns Lakota. Ihr kennt uns als Sioux. Diese Bezeichnung verdanken wir den Franzosen. Die Lakota bewohnten einst die ganze Prärie. Sie bilden drei Hauptgruppen, die ein sprachlicher Dialekt unterscheidet. Im Osten leben die Dakota und Nakota, bei den westlichsten Stämmen handelt es sich um Lakota, genau genommen um Teton-Lakota, die wiederum in sieben verschiedene Gruppen aufgeteilt sind.« Bob ist ein Oglala.

Rund 30 000 Nachfahren dieses Stammes leben im Pine-Ridge-Reservat – unserem Reiseziel. Es ist 11 000 Quadratkilometer groß. »Und wie viele Bisons gibt es heute?«, frage ich. Bob antwortet: »Unser Stamm besitzt eine Herde mit 400 Tieren, und in den amerikanischen Nationalparks leben heute auch wieder große Büffelherden.«

Helen sitzt neben Bob auf dem Beifahrersitz, ich neben Stefan. Wir alle, auch Claudia und Andrea, folgen der immer gleichen Sitzordnung. Vielleicht brauchen wir diese Routine, um in all dem neuen Unbekannten ein wenig Sicherheit zu finden.

# Das Herz der Erde

*Die Black Hills sind heilig für die Lakota. Beides – die heilige Pfeife und die Black Hills – gehören in unserer Religion zusammen. Die Black Hills sind unsere Grabstätte. Die Knochen unserer Großväter liegen in diesen Hügeln. Wie könnt ihr erwarten, dass wir unsere Kirche und unsere Grabstätten für ein paar Dollar des weißen Mannes verkaufen? Wir werden sie niemals verkaufen.*

Frank Fools Crow, Lakota

Die Sonne ist untergegangen, als wir beim mystischen Bear Butte ankommen, dem nördlichsten Hügel der Black Hills. Diese Gebirgsgruppe liegt im westlichsten Teil von Süd-Dakota und erstreckt sich über die Staatengrenze bis nach Wyoming. Für die Lakota und auch für verschiedene andere Stämme sind die Paha Sapa (die schwarzen Berge) ein heiliges Gebirge. Indianische Seelen traten hier vor vielen Tausend Jahren an die Erdoberfläche, so erzählt es die Geschichte.

Während Hunderten von Jahren trafen sich die Lakota, Cheyenne, Arapaho und andere Stämme, um in den Paha Sapa, den schwarzen Bergen, die rituellen Sonnentänze durchzuführen, auf Visionssuche zu gehen und in der Abgeschiedenheit zu beten. Vor allem der Bear Butte wird heute noch für die Visionssuche, die Hanbleceya, aufgesucht. Jedes Jahr im Juni findet ein fünftägiger Lauf, der »500 Miles Run«,

statt. Eine Gruppe junger Lakota läuft dabei im Uhrzeigersinn – wie alle zeremoniellen Bewegungen – um die Gebirgskette: Stellvertretend für ihr Volk, ehren die Läufer so die Paha Sapa und dadurch die geistige Verbindung mit dem Herzen der Erde. Dieser Route wollen wir in den nächsten Tagen folgen.

Unser erstes Nachtlager schlagen wir neben dem Bear Butte auf. Während wir auf Birgil Kills Straight warten, der die Tipis bringen soll, spreche ich mit Bob über die Sprache der Lakota, über ihre Erziehung und ihre Spiritualität. Ich fühle mich diesem Mann auf eine seltsame Art und Weise verbunden, und bereits nach wenigen Tagen ist er mir vertraut.

Als Birgil endlich auftaucht, haben wir uns gedanklich bereits damit abgefunden, im Freien zu übernachten. Birgil ist ein sehniger Lakota, sein schwarzes Haar trägt er hüftlang und offen. Von Helen weiß ich, dass er politisch engagiert ist und ein guter Redner sein muss. Jetzt will er die Tipis aufbauen, was uns – übermüdet, wie wir zu diesem Zeitpunkt sind – nur mäßig begeistert. Die oben spitz zulaufenden Zelte, die den nomadischen Völkern als ideale Behausung dienen, da sie schnell auf- und abbaubar sind, halten aufgrund der Trichterform den stärksten Stürmen stand. Früher bestanden sie aus Büffelhäuten und langen Holzstangen. In der Mitte befand sich die wärmende Feuerstelle, der Rauch zog durch die Zeltspitze ab. Heute sind die Zelte aus Canvas, einem starken Leinengewebe.

Bob und Birgil mühen sich – unter den neugierigen Blicken einiger junger Lakota, die auch wegen des 500 Miles Run hier sind und sich wortlos zu unserer Gruppe gesellt haben – mit dem Aufbau ab. Bob fordert sie auf mitzuhelfen. Aber die jungen Nachfahren von Sitting Bull und Crazy Horse scheinen so wenig Ahnung vom traditionellen Zeltbau zu haben wie wir. Es ist spätnachts, als wir endlich in unsere Schlafsäcke kriechen.

Bei Sonnenaufgang präsentiert sich der sagenumwobene Bear Butte in goldenem Licht. Helen und ich waschen uns am Ufer des nahen Sees. Vier kleine Kinder beobachten uns dabei schweigend. Es sind Bobs Töchter und Söhne, die in der Nacht

mit einem Freund von Bob angereist sind: Jessy, Constance, Logan und Robin. Sie sind zwischen sechs und zehn Jahre alt. Sie sagen nicht viel, mustern uns aber mit großen Augen.

Später frage ich die Mädchen, ob ich ein Foto von ihnen machen dürfe, worauf sie scheu nicken. Mein erstes Reisefoto. Ich besitze es noch heute: Jessy trägt das Haar offen, ein dichter Pony fällt in ihre dunklen, mandelförmigen Augen. Constance ist etwas größer, genauso feingliederig und mindestens so hübsch wie die Kleine. Ihr Haar fliegt ihr in wilden Wellen um das schmale Gesicht. Sie hat die Angewohnheit, die Augenbrauen zusammenzuziehen, was ihrem Blick einen skeptischen Ausdruck verleiht. Die Mädchen tragen viel zu große T-Shirts und billige Plastiksandalen. Einige Tage später lerne ich auch die beiden Jungen – Robin und Logan – näher kennen.

Wir dürfen bei der Eröffnungszeremonie des 500 Miles Run dabei sein. John Around Him betreut den traditionellen Anlass. Sein großes Wissen über Zeremonien, Bräuche und die gesamte Lakota-Kultur machen ihn zu einer einflussreichen Persönlichkeit im Reservat. Er diente im Vietnamkrieg und trank nach seiner Rückkehr jahrelang, bevor er keinen Tropfen mehr anrührte. Später initiierte er Reintegrationsprogramme für haftentlassene Lakota. Er besucht jeden Monat verschiedene Gefängnisse und führt dort Schwitzhütten-Zeremonien für die Insassen durch. Sein guter Ruf reicht weit über die Reservatsgrenze hinaus. John ist ein kräftig gebauter, großer Mann. Sein Blick ist freundlich, die pechschwarzen Haare trägt er sehr kurz.

Beim Start formieren sich die Teilnehmer zu Vierergruppen, einer der Läufer hält jeweils einen mit Salbei umwickelten Stock mit einem Medizinrad in der Hand, es symbolisiert die heiligen Himmelsrichtungen und den geschlossenen Lebenskreis. Bei sengender Hitze sind große Strecken zurückzulegen. Autos mit Zelten und Nahrungsmitteln begleiten den Zug, dem auch wir folgen.

Der Lauf um die Black Hills ist auch ein Versuch, die Jugend an ihre Wurzeln zurückzuführen, ihr Selbstbewusstsein zu

stärken und an ihren Stolz zu appellieren. Einige Läufer machen sich über dieses Anliegen lustig, worauf sie prompt von John Around Him zurechtgewiesen werden. Der Lauf sei von größter Wichtigkeit. Es gehe darum, den heiligen Kreis zu schließen und die Kultur weiterzutragen. »Ohne unsere Zeremonien, ohne unsere Sprache und unser Land sind wir nichts, sind wir kein Volk«, sagt John. Ich werde mich noch oft an diese Worte erinnern.

John und seine Frau gehören – genau wie Bob – dem Kreis der Traditionellen an. Sie sind es, die die Spiritualität und die Kultur pflegen und an die Jungen weitergeben. Ein paar Tage später bringt John seine Frau Linda mit. Sie wirkt zerbrechlich. Langes Haar umrahmt das zarte Gesicht, schwarze Augen strahlen über hohen Wangenknochen. Sie ist eine geheimnisvolle, unnahbare Schönheit und bleibt mit den beiden Töchtern im Auto sitzen.

John und Bob erklären uns die Bedeutung der Medizinmänner. Jeder Medizinmann verfüge über geistige Helfer – die Spirits –, sagt Bob. Sie werden in den Zeremonien um Hilfe, Rat oder Heilung gebeten. Medizinmänner gehen die »red road«: Dieser rote Weg ist auch der Weg der Cannunpa, der heiligen Pfeife, die bei uns auch Friedenspfeife genannt wird. Wer die Cannunpa aufnimmt – so wie John, Birgil und Bob –, legt ein Gelübde ab und ist ab diesem Zeitpunkt entschlossen, ehrenhaft zu leben, alles Lebendige zu respektieren, Großzügigkeit zu üben und Weisheit anzustreben. Drogen und Alkohol sind tabu. Der rote Weg führt zu Wakan Tanka, dem großen Heiligen.

Während die Männer ruhig erzählen, rauschen die Pappeln im Wind, und Duft von glimmendem Salbei liegt in der Luft. Am dunklen Himmel zeichnen sich die Silhouetten der Tipis ab. Ich liebe diesen Anblick, er erfüllt mich mit Freude. Ich atme tief und langsam durch. Es gibt Momente, die einem für immer in Erinnerung bleiben.

An diesem Abend erzählt ein älterer Mann die Geschichte der White Buffalo Calf Woman, die den Lakota einst die erste heilige

Pfeife brachte: Vor langer Zeit waren zwei Jäger unterwegs auf der Suche nach Wild, als sie aus der Ferne eine Gestalt auf sich zukommen sahen, die sich als eine sehr schöne Frau in einem weißen Wildlederkleid entpuppte. Der eine Jäger hatte unreine Gedanken. Sie forderte ihn auf, zu ihr zu kommen, doch als er sich ihr näherte, legte sich eine Wolke über ihn, und als sich diese verzog, blieb nur sein Gerippe übrig. Die schöne Frau im weißen Wildlederkleid sagte zum anderen Jäger, er möge seinem Volk mitteilen, dass sie kommen werde und man ein großes Zelt in der Mitte des Lagers aufstellen solle. Bei ihrem Besuch übergab sie dem Häuptling eine Pfeife und erklärte, was die Pfeife bedeutet und wie damit umzugehen sei. Daraufhin habe sie sich in ein weißes Büffelkalb verwandelt und sei weggerannt.

Seit diesem Tag wird mit der heiligen Pfeife gebetet, und sie wird geehrt, weil sie die Gebete direkt zu Tunkasila, wie das große Heilige auch genannt wird, trägt. Und auch der weiße Büffel wird geehrt. Es geschieht selten, dass ein weißes Kalb geboren wird, aber wenn, dann ist es immer ein bedeutsames Ereignis. Die allererste Cannunpa, die die mysteriöse Frau gebracht hat, existiert noch immer und wird streng gehütet. Sie kommt nur alle sieben Jahre während einer speziellen Zeremonie zum Einsatz.

Einige Tage später wollen wir Deadwood, eine der größten ehemaligen Goldminen, besuchen und werden mit der bewegten Geschichte der Black Hills konfrontiert, die das Schicksal der Lakota prägte. Nach jahrelangen Kämpfen um ihr Land errangen die Präriestämme einen großen Sieg und schlossen einen Vertrag mit den Regierungsabgeordneten: Der 1868 geschlossene Vertrag von Fort Laramie überließ die Paha Sapa, das Gebiet am Powder River und die Big Horn Mountains den Indianern, weil die Vereinigten Staaten die unfruchtbare Gegend als wertlos einstufte. In diesem Vertrag verpflichtete sich die US-Regierung, weiße Siedler aus dem Indianer-Territorium fernzuhalten.

Als kurz nach Vertragsabschluss in den Paha Sapa riesige Goldvorkommen entdeckt wurden, versuchten Tausende von